

Reklame.

Ein Schwanz aus New-York von R. Tenge.

(Schluß.)

Welche Qualen Willy an diesem Tage auslief, läßt sich nicht ermessen, aber endlich schlug die Stunde der Erlösung, der ganzen vollen Erlösung. Als er um zwei Uhr in den Kleiderladen zurückkehrte, war der Betrag erfüllt, der ersehnte Anzug gewonnen, Willy wieder ein freier Mann!

Während er sich von Schminken und Farben säuberte, erzielte der Schneider und bot ihm eine Fortsetzung des Geschäftes an, denn dasselbe habe sich vortheilhafter gemacht, als seine künftigen Annahmen erwartet. Mit beiden Händen wehrte Willy eine Erneuerung der ausgedehnten Warten ab, und er beschwor den Schneider, ja nicht zu verzweifeln, daß sein Name an der Geschäfte beteiligt sei. Der Schneider versprach es mit dem Bemerkten, daß er den Namen nicht offenbaren könne, wenn er auch wollte, denn Willy habe ihn nicht gelagt und ihm nachzuliefern, liege nicht in seinen Gewohnheiten, jetzt jedoch möge er seine Absicht mittheilen, damit er ihm den Anzug schicken könne. — Auch das lehnte der Vater ab, er ließ sich das Gewand in ein Päckchen legen und nahm es selbst mit.

Gerade diese ängstliche Vorsicht in der letzten Sendung wurde seine Verärgerung; draußen stand noch der eiserne Graf Vanderbilt, sah Willy mit dem Päckchen herantreten, folgte ihm bis an die Wohnung und sammt nur, der Sache gewiß, Nahe und Verberben. —

Mit strahlenden Augen betrachtete Willy am Sonntag Morgen den kostbaren Anzug, den er heute als ein Eigentum mit den natürlich frischen Wangen und ohne gefärbtes Haar und Augengläser tragen durfte. Aber wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel schmetterte es ihn wieder, als sein Freund Vandhyle mit den Worten eintrat: „Gib, Du Vocantus! Du hast also mich und die ganze Stadt gehänselt! Wer hätte das hinter Dir gesucht. Doch ausgeführt hast Du es — ich muß Dich loben, denn ein Duzend Mal habe ich Dich beobachtet und nicht erkannt!“ — Und da Willy ihn sprachlos, mit aufgerissenen Munden anstarrte, setzte er hinzu: „Na, nun beachte, wie faul Du dazu? Die Geschichte ist zu lustig; heute bist Du der Held des Tages in ganz New-York; da ist alles zu lesen!“ — Und er reichte dem entsetzten Willy das neueste Zeitungsbüchlein.

Diesem stimmerte es vor den Augen, er sah in dem langen Artikel nicht als seinen Namen. Er rang die Hände und schrie: „Nun bin ich verloren!“ — Und er beachtete in seiner Noth dem Freunde, der seinen Jammer nicht begriff, daß er seinen übermüthigen Spaß getrieben, sondern aus Verzweiflung, um zu dem Anzuge zu gelangen, auf die Thorheit eingegangen sei. — Jetzt bin ich ein verlornen Mensch! — Der vernünftige Schneider! Der allen kann mich verzeihen haben!“

Vandhyle schüttelte den Kopf; mit Mißge und Noth drängte er den aufgereizten Freund, den Zeitungsausschnitt zu lesen, der durchaus nichts Unangenehmes enthielt, sondern sagte, der richtig bekannte Willy habe den Spaß in Folge einer Wette zu gutem Zwecke geübt. „Ganz New-York wird Dich bewundern“, sagte er hinzu, „Da bist dem guten Freunde, der Dir diesen Dienst erwies, großen Dank schuldig. Weist Du, wer es ist? Unter guter Bekannter, der Zeitungsexporteur Foz! Da kommt er selbst!“

Foz gab Aufklärung, wie er hinter Willy's Geheimniß gerathen. Der Graf Vanderbilt war zu ihm gekommen und hatte ihm die Entdeckung mitgetheilt, daß der angelegte Marquis ein unbekannter Farbentwecker Willy sei, der sich damit durchbringe, daß er für Schneider Reklame mache; er möge die Sache geschwind ins Blatt bringen. Foz stellt sich, als ob er auf die schlimme Absicht des Grafen bereitwillig einginge, er wußte, wie derselbe zu Willy und Kosa stand; wenn er Nein sagt, so machte ein anderer Reporter einen Skandal für Willy daraus, er aber setzte sich hin und wandte den Herzog zu des Malers Gunsten, denn eine glückliche Wette macht Entzänung und bringt deren Urheber in Ansehen. „So“, schloß er, „nun wissen Sie Bescheid! Ich will hören, was man dazu beim Nennen sagt, denn in einer Stunde findet ein Nennen im Park statt; da muß ich hin! Adieu!“

Willy ahnete wieder auf. Wenn wäre er heute Abend zu Kosa geeilt, oder er mußte sich einen Tag Ruhe gönnen, an andern Morgen wollte er sich in dem neuen Gewande vorstellen.

Unterdessen setzte Foz den angegangenen Freundschaftsdienst fort. Er traf im Park einen reichen Pferdebesitzer, der auf ein Wettspielchen verlassen war und selbst allerlei tolle Wettstreiche angezettelt hatte. Der wollte von Foz alles aufs Höchste wissen. Foz schmiedete das Eisen, da es warm war. Er sagte, daß der Urheber der Wette ein talentvoller Maler sei, dem es nur an Unterfertigung und Günst fehlte, um in die Höhe zu kommen. „Ja“, meinte Willy, „wer so eine Wette fertig brächte, verdient, daß man sich um ihn kümmert! Ich hätte es nicht besser gekonnt. Ich will den jungen Mann sehen, holen Sie mich morgen ab!“

Am folgenden Morgen warf sich Willy in Fuß und begab sich nach der Wohnung der Madame Belle. Das Herz pochte ihm hörbar, als er die Treppe zog; Kosa öffnete die Thür, aber ihm schmetterte das Donnerwort in

die Ohren: „Mama läßt sagen, daß sie so wenig wie ich für Herrn Willy zu Hause wäre; aber, setzte sie mit freundlichem Lächeln hinzu, in einem halben Stündchen gehe ich nach dem Gemüsemarkt, die Straße ist für Jedermann frei!“

Willy mißverstand die Sprache des Herzens nicht; er wartete draußen, bis Kosa kam, nahm ihr den Marktlosh ab und horchte mit Spannung und Schauern, wie die Freundin erzählte, daß gestern Abend Graf Vanderbilt zum Besten gegeben, welche traurige Rolle Willy für den Schneider spielte. Der Graf hatte des Sonntags wegen das Zeitungsbüchlein mit der Wendung, die Foz der Geschichte gegeben, nicht zu Gesicht bekommen, darum lag er zu seinen Gunsten und des Malers Schaden die aufgetragen hinzu. Willy erzählte nun den Bergang in anderer Art und reichte Kosa zur Befestigung das Zeitungsbüchlein.

Zwischen Hoffen und Zagen hinwandelnd, blühte er verlegen in den Marktlosh. „Und meinen Sie denn“, flüsterte Kosa, „ich hätte den Haupttheil der Sache, daß Sie den Marquis spielen, nicht durchschaut? Weshalb bin ich Ihnen so oft in den Weg getreten? Um zu zeigen, daß ich Sie erkannte!“ Dabei schloß Willy an seiner Hand einen leisen Druck ihrer zarten Finger. Wie ein elektrischer Strom schoß es durch seine Glieder, sein Arm zuckte so heftig, daß der halbe Anhalt des Korbes auf die Erde sprang. Beim Ansehen wurde das Herzensverständnis betregelt.

In einem neuen Menschen umgewandelt, eilte Willy nach seiner Behausung, um zu überlegen, wie er dem Grafen Vanderbilt seine Posten eintränke. Auf der Straße rief Foz ihn an, aber mit Klant ihr anzulachen kam. Blunt stieg die schmale Stiegen mit hinauf, schüttelte den Kopf über das Malerhieb, nicht aber frohlich zu den beiden Bildern. „Sie gefallen mir“, sagte er, „was ist der Preis?“ Willy antwortete bejahend und ausweichend, ohne Namen wagen er seine Forderung zu stellen. „Was haben!“ verlegte Blunt, „Namen macht jeder Verkäufer“, aber solche Bilder malt nicht Jeder. Sind Sie mit fünfzehnhundert Dollars zufrieden?“ — Willy stammelte ein glückseliges Jawohl. „Und Nachmittag kommen Sie in meine Reitbahn, Sie sollen mein edles Rennpferd malen; es verdient, den Preis zu werden, denn es hat mir manchen hohen Preis und noch höhere Wette gewonnen, und Sie verdienen es, zu malen, der Wette wegen und weil ich Ihr Talent anerkenne, in Lebensgröße, versehen Sie, tausend Dollars sehe ich dafür aus, fünfzehnhundert zu Anfang für die Anmalen und damit Sie ein richtiges Atelier nehmen. Da sind tausend Dollars, halb für die beiden Bilder, halb auf Abschlag. Ich habe auch andere Pferde und Hunde zu malen, und Bekannte, die malen lassen; auf Jahre verprieche ich Ihnen gute Beschäftigung.“

Willy beliebängelte die zehn Hunderternoten, die vor ihm auf dem Tische lagen, und wußte sein Glück nicht zu fassen. Er rannte zu seinem Freunde Vandhyle, um denselben von der Wandlung seines Schicksals zu unterrichten und sich mit ihm wegen des Grafen Vanderbilt zu besprechen. Vandhyle war in Angelegenheiten seiner Vermählung ausgegangen. Willy verfuhr trotz seiner Aufregung nicht, ein würdiges Atelier auszulumbischen und zu wischen. Am Nachmittag begab er sich in Blunt's Reitbahn und ließ sich den Krenner, den er malen sollte, vorführen. Er beachte sich freundlicher und gütiger gegen den Reitknecht, der das Pferd bediente, als dieser gewohnt war, und ein reichliches Trinkgeld machte denselben, der ein Irlander war und Stumps hieß, vollends gemogen. Stumps erhielt den Auftrag, Willy zu begleiten und die beiden Bilder zum Verzeher zu tragen.

In der Nähe von Willy's Wohnung ging der Graf Vanderbilt auf der Straße. Stumps blühte denselben mit wühenden Augen an, hallte die Fäuste hinter ihm her und murmelte eine Vermuthung. Im Zimmer angelangt, fragte Willy, ob Stumps den Grafen kenne? „Fragen Sie mich, ob ich meine Hand kenne! Er ist mein Vetter, meines Vaters Sohn, meine und seine Eltern waren nach London gezogen, wo der Dattel ein erträgliches Vabergeschäft betrieb. Er hatte ein französisches Kammermädchen geheiratet und nur das einzige Kind von ihr. Das zogen sie auf wie einen Prinzen; aber das Geschäft mußte er lernen, weil es eine Goldgrube war. Als er das zwanzigste Jahr erreicht, waren beide Eltern gestorben; er verkaufte das Geschäft, nahm das reichliche Erbe dazu und ging als Kammerdiener mit einem reichen Herrn auf Reisen, denn das Französische hatte er von seiner Mutter erlernt. Jetzt begegne ich ihm hier! Ich fuche ihn auf, biete ihm die Hand — aber er sieht verächtlich auf mich herab, sagt, er kenne mich nicht, ich solle mich packen! Und damit weist er nach dem Loch, daß der Zimmermann gelassen, und lehr mir den Kliden zu! Ich habe herausgebracht, daß er sich für einen Grafen Vanderbilt ausgiebt, aber es existiren keine Grafen Vanderbilt's und die holländischen Vanderbilt's, die hier New-York als Neuanfänger gegründet haben, wollen von dem Schwindler nichts wissen; man stellt's ja auf den ersten Blick! Die Vanderbilt's haben helle Farbe und blondes Haar, er ist braun und sein Haar schwarz, ein richtiger Irlander! und sein Name ist Stumps, wie der meinige!“

Willy belohnte den Irlander, der nicht ahnte, welche wichtige Enthüllung er gemacht hatte, mit einem artigen Trinkgeld, und eilte auf's neue, Vandhyle anzulachen. Es wurde spät Abend, bis er ihn fand. Er erzählte ihm seine

Neugierigkeiten, während sie in einem Klub ein Abendmaß einnahmen. Vandhyle rieth, sich ohne Verzug zu Madame Belle zu begeben.

Es war nahe zu neun Uhr, als sie deren Wohnung zu Gesicht betamen. Im Begriffe, über die Straße zu schreiten, bemerkten sie, daß Jemand aus dem Hause trat, in verdächtiger Eile die Zugangstufen mit einem Päckchen in der Hand niederstieg und bis zur Straßenecke eilte, wo er an der Laterne stehen blieb, als ob er überlegte, welchen Weg er einschlagen sollte.

„Das ist ja der saubere Graf!“ flüsterte Vandhyle dem Freunde zu. „Sein Benehmen ist verdächtig. Sollte bei Madame Belle etwas Unangenehmes vorgefallen sein? etwa ein Korb von Kosa's Hand? Kommt, wir wollen ihm folgen!“

Sie gingen behutsam dem Grafen nach. Dieser verfolgte die Richtung, die nach dem Hudson führt und zwar in eine Gegend, wo nur am Tage Schiffsfleute schaffen und die Niemand Abends ohne Noth aufsucht.

Er wird sich doch nicht extränken wollen?“ meinte Willy bejorgt. Vandhyle lachte ihn aus: „Aber komm, daß wir ihn nicht aus den Augen verlieren, er muß besonders vorgehen.“

Der Graf ging richtig bis zum Strand, hier schritt er eine Strecke am Ufer entlang, bog endlich auf ein Pier, eine Landungsstange für aus- und einlaufende Schiffe und schritt darauf an's Wasser vor. Da an der einen Seite des Piers Heu- und Strohhallen, Kliten und Jäfer aufgestapelt waren, konnten die Freunde ungeachtet des Mondschneies unbemerkt folgen; sie waren keine drei Schritte von ihm entfernt, als der Graf am Rande des rauschenden Stromes stand und in das Wasser blühte, wie einer, der darin ein kühles Glas trinkt. Das wollten die Freunde bei allem Born, den sie auf ihn hatten, doch nicht zugehen! Wirklich machte der Graf eine Bewegung wie zum Anfaße des Sprunges, wobei er den Arm mit dem Päckchen in die Höhe schenkte. Aber schon waren die Freunde herangesprungen, Vandhyle, ein kräftiger Mann, sogte den Arm und griff nach dem Päckchen, Willy hielt den Grafen umschlingen; dieser wehrte sich verzweifelt; doch die beiden Vater waren ihm überlegen und als Willy ihm zurief: „Es hilft nichts, ergebt Euch, Stumps!“ da nickte der Graf wie gekniet zumachen und ließ das Päckchen, um das es ihm besonders zu thun schien, fahren.

„Ich dachte es gleich“, jammerte er, „das mit eine Pakete drohe, als ich den vernünftigen Handfeste mit Ihnen verkehren sah, deshalb wollte ich mich dieser Dinge entledigen, die ich bisher als ein Andenken aufbewahrt; es ist wahr, ich bin ein Vaber gewesen und mein richtiger Name ist Stumps.“

Vandhyle hatte unterdeß das Päckchen auseinander geschlagen; in eine Vaberdjade eingewickelt, enthielt es einige Scheren, Kaffeemesser, Zerkleinerer und andere Werkzeuge zum Schmiden des menschlichen Hauptes; von den silbernen Strahlen des Mondes beschienen, blühten diese Gegenstände den Freunden eine unvorhersehte Ueberraschung zu.

Der Graf mußte trotz seines Lebens, ihn zu schonen, die Beiden nach der Wohnung der Madame Belle begleiten, wo Bericht über ihn gehalten wurde, das mit dem Spruche: Fort aus meinem Hause! endigte.

Dem glücklichen Willy und Kosa wurde noch an demselben Abend der mitterliche Segen zu Theil. Am folgenden Tage führte Willy seine Verlobte zu dem hochzeitstheiligen Wandhyle's und vier Wochen später feierte er selbst Hochzeit. Vandhyle erschien dazu und der brave Schneider, und der Reporter Foz brachte den Glückseligen Blunt mit, doch der Held des Tages war Foz, dessen Gemüthsart nicht bloß Gutes angebahnt, sondern die kostbaren Tüden, die Willy bedrohten, zu Luft und Segen umgeleitet hatte!

Geschichte der Kleidungen. \*)

(Nachdruck verboten.)

— a. Die Tracht der alten Germanen war eine äußerst einfache. Sie hüllten sich in Thierfelle, die den Körper

\*) Wir entnehmen diese Darstellung einem loeken erhellenden vorzüglichen Werke: „Kulturbilder aus Deutschlands Vergangenheit für Haus und Schule“ von A. Böde, Rektor (Heinrich, Verlag von Gustav Gröner, 1890), das für Volksschulen, Lehranstalten, sowie zum Gebrauch in den Familien warm empfohlen zu werden verdient.

Böde giebt in fast 40 leuchtend geschriebenen Bildern eine treue Darstellung von den Zuständen Deutschlands vom grauen Alterthum bis zur Gegenwart. Die Bedeutung der Kulturgeschichte, die die Geschichte des inneren Volkslebens, nicht außer Zweck, Lebens- und überzeitliche Darstellungen einzelner Kulturabschnitte aus der vaterländischen Vergangenheit werden eine der hauptsächlichsten Aufgaben des Geschichtsunterrichts erreichen helfen, nämlich sie werden das Verständnis der Geschichte in ungehöriger Form der Gegenwart begründen, sie als etwas getrostlich Genodes betrachten lehren und die Werthschätzung derselben im Lichte der Vergangenheit fördern helfen. Ein Blick in das Inhaltsverzeichnis des Böde'schen Buches genügt, um von dem Reichthum derselben ein Bild zu geben. Wäre es eine weite Beschreibung finden! Das das gut angeordnete, mit einem Zeitbilde und 60 weiteren Holzschnitten gezeichnete Werk auch zur Ergänzung und Belebung des Geschichtsunterrichts mit Erfolg angewendet werden kann, sei für die Herren Pädagogen besonders angemerkt. Die Form der anschaulichen und lebendigen Bilder von dem inneren Kulturleben unseres Volkes ist so gewandt, daß sie für die reifere Jugend beiderlei Geschlechts durchaus angeht.

nur theilweise bedeckten. Später wählten die Frauen wohl auch Beine, das sie selbst trefflich zu weben verstanden, als Stoff für ihre Kleider. Doch blieb der Pelz das ganze Mittelalter hindurch ein beliebtes Kleidungsstück. Allmählig fing man an, die Pelzbekleidung zu verzerren, indem man dieselbe mit Stücken andersfarbiger Felle oder mit Purpurstreifen besetzte. Im fünfsten Jahrhundert trugen die Bekgöthen ein kurzes Linnenwand und darüber ein ärmellofes Fell, das bis zum Knie reichte. Ihre Kleider dagegen hatten einen engen, bunten Rock; die Schenkel und Waden waren nackt; die Füße wurden mit Schuhen von Reintierfell bedeckt. Ueber den Rock fiel ein grüner Mantel, mit Purpurstreifen umfäumt.

Mit Karl dem Großen wurde die fränkische Tracht allgemeiner. Dieselbe bestand in einem leinenen Hemde und einer leinenen Bekleidung der Oberschenkel, darüber Hosen und ein kurzes Wams mit ledernen Saume. Die Beine wurden mit Binden umwunden; die Füße steckten in Schuhen. Im Winter bedeckte ein Pelz Schultern und Brust. Ueber das Ganze wurde ein Mantel geworfen. Allmählig nahmen auch die Sachsen diese Tracht an, besonders seitdem die Dänen darin ein Beispiel gegeben hatten, um die deutschen Stämme einander auch äußerlich mehr zu nähern.

Zur Zeit der Minnesänger im 12. und 13. Jahrhundert wurden die Trachten immer mannigfaltiger. Während das Haar der Jungfrauen in langen, mit Wändern durchflochtenen Zöpfen getragen wurde, war das Haar der verheirateten Frauen aufgebunden. Der Kopfschmuck der letzteren war der Gschiele, ein Kopftuch, das frei zu beiden Seiten des Hauptes niederhing und mit seinen Zipfeln bis auf die Brust herabreichte. Das Hemd wurde dicht an den Körper geschnitten und war deshalb an der Seite offen und mit Schnürbändern versehen. Da der Rock so weit ausgeschnitten wurde, daß das Hemd am Halse sichtbar war, so wurde es mit Klättern und Stickereien verziert oder gefaltet und mit Krausen besetzt. Der Rock lag am Oberkörper fest angedrückt, waltete aber unten in Falten hoch herab und wurde in der Mitte durch einen Gürtel zusammengefaßt. Ueber das Ganze wurde ein Mantel geworfen. Dieser war ärmellos, reichte bis auf die Füße und schleppte wohl auch nach. Die innere Seite war oft gemalt; durch Spangen wurde er vorne zusammengehalten. Gegen das Ende des 13. Jahrhunderts hatte der Burg in der Kleidung bedeutend zugenommen, jedoch die Feinlichkeit auf den Knäueln bereits dagegen zu einem begannen. Namentlich zeigten die Schmuckstücke der Frauen einen bedeutenden Gang derselben zum Glänze. Gold und Edelsteine wurden benutzt, um Gürtel, Schellen und Spangen sofar zu verzieren; Nyringe, Halsketten und Armbänder wurden getragen.

Die Trachten der Männer waren denjenigen der Frauen ähnlich. Auch sie pflegten ihr Haar nicht minder sorgfältig als die Fe. Gewöhnlich trug man es lang herabwiegend; nicht selten jedoch war es in Zöpfen geflochten. Ueber dem Hemde trug der Mann eine enganliegende, bis an die Hüfte reichende Hose, die sich an die Bruch an schloß, eine Bekleidung der Hüften und des Unterleibes, die unterer Schenkelhose nicht unähnlich war, nur weiter und folgte, und die durch einen Gürtel gehalten wurde. Die Schuhe waren bald mehr, bald weniger hoch am Beine hinaufreichend. Um das Jahr 1100 kam eine eigenenthümliche Form des Schuhwerks auf, die sogenannten Schnabelschuhe, die, vorn spitz zulauend, mehr oder weniger (oft bis zu einem halben Meter) über die Zehenspitzen hinaus verlängert waren. Die vortragenden Spigen waren mit Berg ausgefüllt.<sup>\*)</sup> Der Rock, den die Männer über dem Hemd trugen, war meistens dem der Frauen ganz ähnlich. Er lag am Oberkörper eng an und fiel in Falten auf die Füße herab. Dabel waren die Armeel von eigenthümlicher Form: am Oberarm eng anschließend, erweiterten sie sich nach der Hand zu demartig, daß sie bis auf die Erde reichten. Als Haarschleier und bei einfacherem Anzuge trug man auch einen enganliegenden Rock, eine Art Tunika, die nur bis zu den Hüften reichte. Die Kopfbedeckung kommt noch selten vor. Wo sie auftritt, da ist es eine Rundkappe, das Barett oder die spitze Pelzmütze. — Die Kleider waren aus den buntesten Farben zusammengesezt, sowohl die der Männer als auch der Frauen: scharlachroth, himmelblau, schwefelgelb. Oft war sogar ein und dasselbe Gewand aus zwei verschiedenen gefärbten Stoffen gemacht, indem bei fentlicher Theilung die eine Hälfte etwa roth, die andere blau war.

Ueber den Rock zog man beim Ausgehen einen weiten, mit einer Kapuze versehenen Mantel. Nicht damit zu verwechseln ist der Mantel ohne Kapuze, das eigentliche Staatskleid der Vornehmen, Ritter und Damen. Auch die Männer verschmähten es nicht, sich mit goldenen und silbernen Schmuckstücken, mit Edelsteinen, Ringen, Halsketten und Armbändern zu ziern. Außerdem waren die Feilbedeckte sehr kostbar wegen des dazu verwendeten Stoffes; sie bestanden meistens aus dem vom Orient eingeführten Seide. Dazu besetzte man die Kleider gerne mit Klättern von edlem Metall, mit Goldstickereien, Edelsteinen und Perlen. Auch das Pelzwerk, das zur Verbrämung, und zum Futter gebraucht wurde, war oft sehr kostspielig. Die Sucht nach Glanz und Pracht ging sogar so weit, daß man die Säume der Kleider mit kleinen Schellen und Gläsern behing, eine Mode, die sich bis ins 14. Jahrhundert er-

hielt, zuletzt aber doch nur von Narren noch beibehalten wurde.

Die vorgeführten Trachten fanden sich vornehmlich an Ritterhöfen und in Städten. Die Kleidung der Bauern war, wenn sie auch im Schnitt derjenigen der Vornehmen ähnelte, doch einfacher, namentlich was den Stoff anbetreffte. Aber als im 14. Jahrhundert der Kleiderluxus immer allgemeiner wurde, fing auch das Landvolk allmählig an, die schlichte Tracht der Väter abzutun und sich reicher zu kleiden.

(Schluß folgt.)

### Schulreformen.

Wir stehen vor einer Ära der Reformen; auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen und staatlichen Lebens regen sich frische Triebe, sind neue Gestaltungen im Entstehen begriffen, in Bezug auf die sozialpolitischen Fragen und in militärischen Dingen hat eine lebhaftere Reformthätigkeit begonnen, dank der hochherzigen Initiative des Kaisers, die auch auf alle übrigen Zweige der Staatsverwaltung eine befriedigende Wirkung auszuüben nicht verfehlen kann. Namentlich aber scheint die herausziehende neue Zeit auch darauf, auf dem Gebiete des Schulwesens mit veralteten Einrichtungen aufzuräumen und Neubildungen zu schaffen, die, auf nationalem Boden erwachsen, den Bedürfnissen des modernen Lebens entsprechen. Unser Kaiser hat gerade auch den Unterrichtsfragen seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet, wie nicht nur aus einzelnen bedeutsamen Aeußerungen, die in die Öffentlichkeit gedrungen sind, sondern namentlich aus dem Erlaße einer über den Unterricht an den Kadettenschulen hervorgeht. Es weht in denselben durchaus der Geist einer modernen Zeit, und es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß eine Uebertragung dieser Anforderungen auf unser bürgerliches Elementar- und höheres Schulwesen zu erwarten ist. Der gegenwärtige preussische Kultusminister Herr v. Gögler scheint aber auch der rechte Mann zu sein, um diese Reformen vorzubereiten und durchzuführen. Mit genug hat derselbe schon gezeigt, daß er, ein Mann von seltener Bildung des Geistes und des Herzens, allen Reformgedanken ein offenes und verständnißvolles Gehör schenkte, mit scharfem weltmännischen Blick das Gut an ihnen, aber auch ihre Schwächen rasch erkennt; so wenig er aber vor frühen einschneidenden Schritten zurückschreckt, so bewahrt ihn doch seine edle konservative Gesinnung, seine an den guten alten Traditionen festhaltende Gewissenhaftigkeit und Vorsicht des preussischen Beamten vor aller Ueberstürzung, an das Bestehende anknüpfend, wird er überall mit weiser Mäßigung auf dem Boden der ruhigen stetigen Reform den neuen Forderungen gerecht zu werden suchen und dem Ueberreifer der Reformer Zügel anzulegen wissen. Daß aber sein Augenmerk unaufhörlich auf die dringend notwendig gewordenen Reform unseres Schulwesens — namentlich auch des höheren — gerichtet ist, das haben die Eröffnungen gezeigt, welche er während der Verhandlungen über den Kultusakt im Abgeordnetenhaus in diesen Tagen gemacht hat.

Es ist allgemein bekannt, daß unsere Pädagogen als der schärfste Kreßschaden für unsere Schulanstalten das Berechtigungswesen gilt, namentlich die an die Absolvierung einer bestimmten Klasse der höheren Lehranstalten geknüpfte Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst. Durch diese Einrichtung werden unsere humanistischen und Realgymnasien mit einer Menge von Schülern überflutet, die eben fast anders Ziel haben, als den Berechtigungschein zum einjährig-freiwilligen Militärdienst zu erlangen, oder vielmehr zu erstehen, denen es nicht darum zu thun ist, das Ziel dieser Anstalten zu erreichen, die daher von vornherein den besonderen Unterricht, den diese Anstalten ein sehr geringes Interesse entgegenzubringen pflegen und deshalb als ein die Durchführung des Lehrplanes und den ganzen Unterrichtsengang erschwerender und belästigender Ballast empfunden werden. So einig man aber auch in schulanmännischen Kreisen über diese Uebelstände des Berechtigungswesens war, so erstehen doch, da sie mit den militärischen Einrichtungen Preußens und Deutschlands eng zusammenhängen, die Abhilfe derselben immer schwer durchführbar und bis in die letzte Zeit hinein ein frommer Wunsch. Um so angenehmer hat die Erklärung überbracht, welche Herr v. Gögler bei der Erörterung zu geben in der Lage war. Seiner Anregung war getreuen ist und den Kriegsminister beauftragt hat, wegen Beseitigung dieses Berechtigungswesens mit dem Kultusminister in Verhandlung zu treten, und diese Verhandlungen haben dank der entgegenkommenen Haltung der Militärverwaltung nach der Verfertigung des Herrn v. Gögler zu einem erlösenden Ergebnis geführt. In welcher Art das Berechtigungswesen neu geregelt werden soll, hat der Kultusminister noch nicht dargelegt. Selbstverständlich ist in keinem Falle daran zu denken, daß das Institut der Einjährig-Freiwilligen überhaupt beseitigt wird und dafür, wie von radikaler Seite behauptet wird, eine allgemeine Verflüchtigung der Dienstzeit eintrete. Man wird vielmehr annehmen dürfen, daß die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst künftig nur erworben werden kann entweder durch die Ablegung einer besonderen Prüfung vor einer staatlichen Kommission oder aber durch das Zeugnis einer wohlbestandener Abgangsprüfung an derselben. Es würde damit für alle diejenigen, die nur nach der Erwerbung des Berechtigungscheins streben, aller Anreiz verloren gehen, sich bis zu einer gewissen Klasse des Gymnasiums oder des Realgymnasiums auf den Bünten herumzudrücken,

da ihnen eine scharfe Prüfung vor der Kommission doch nicht erspart bleibt; und wenn, wie zu erwarten, zu den höheren Anstalten, deren Reizeugnis auch die fragliche Militärberechtigung gewährt, die laienlose höhere Bürgerschule mit sechs Jahrgangsstufen nach wie vor gerechnet werden, so dürfte ein Ausfüllen dieser für unsere Mittelschule so wichtigen Schulen um so eher zu erwarten sein, als sehr viele es vorziehen werden, an den von ihnen besuchten Schulen vor den ihnen bekannten Lehren die Abgangsprüfung abzulegen, als sich der Prüfung vor einer besonderen künftigen Kommission zu unterziehen.

Der Minister hofft, daß es ihm nach Beseitigung dieses Ballastes gelingen werde, den Unterrichtsplan an den Gymnasien einheitlicher und zweckentsprechender zu gestalten und zu einer rationelleren Theilung dieser Anstalten in ein Unter- und Obergymnasium zu gelangen, wobei wenigstens von den Schülern des letzteren mit Sicherheit angenommen werden darf, das Endziel der Anstalt zu erreichen. Wir aber hoffen, daß, wenn einmal die Art an das Berechtigungswesen gelegt ist, dasselbe auch auf anderen Gebieten als dem militärischen einer Reform unterzogen werden wird.

Aber auch viel weiter gehenden Reformbestrebungen verschließt sich die Unterrichtsverwaltung nicht. Zwar ist die Zahl derselben förmlich Legion, und täglich fast werden neue Wünsche, neue Vorschläge laut, die, von Vereinen und Unberufenen ausgehend, in oft sehr radikaler Weise die bestehende Hand an unser Unterrichtsweisen legen wollen. Die Einen sehen alles Heil in dem humanistischen Gymnasium, welches die alten Sprachen pflegt und ein lebensdienliches Verhältniß für die antike Welt erschließen soll. Andere verlangen die nationale Schule, welche Latein und Griechisch ausschließt und die Unterweisung in deutscher Sprache und Literatur in den Mittelpunkt des Unterrichts stellt, daneben aber die modernen Sprachen, und die realen Fächer, namentlich Naturwissenschaften und Mathematik, gründlich bereitet; die schweben auf das Latein und den Lehrplan unserer heutigen Realgymnasien, jene auf die griechische Sprache, die auf den Gymnasien die bisher dem Latein angewiesene Stelle einnehmen soll; die Einen schwärmen für die Einheitschule, wenn sie auch über die Einrichtung derselben sehr verschiedener Ansicht sind, die Anderen aber reben einer Weise und möglichen Mannigfaltigkeit der höheren Bildungsanstalten das Wort. Dann finden sich auch viele Gegner unserer gesammten heutigen Erziehungs- und Unterrichtsmethode; sie verlangen, daß dieselbe mit den Anforderungen und Bedürfnissen des wirklichen Lebens sich besser in Einklang setze, und entwerfen Pläne für die Einrichtung besonderer Erziehungsstätten, und dergleichen mehr. Kurz, es herrscht gerade auf dem Gebiete des höheren Schulwesens eine erstaunliche Vielfalt der Ansichten, die Literatur darüber ist so sehr ins Detail gewachsen, daß sie einen ziemlich vermittelten Eindruck macht, es ist so viel Unklarheit und Verwirrung nicht vorhanden, daß die neuen Wege, die unser Unterrichtsweisen einschlagen soll, sich noch keineswegs klar erkennen lassen. Um nun eine möglichst gründliche Erörterung der Ansichten und eine möglichst gründliche Erörterung zu erzielen, hat, wie der Kultusminister dem Abgeordnetenhaus mittheilte, der Kaiser die Genehmigung dazu ertheilt, die Vertreter der verschiedenen Ansichten zu einer gemeinsamen Verhandlung dieser Frage zusammen zu berufen. Unzweifelhaft werden auf einem solchen Congresse unserer modernen Schulreformatoren die Geister heftig aufeinander schlagen; daß freilich viele positive Resultate dabei herauskommen werden, magen wir nicht zu versprechen. Einen größeren Erfolg würden wir erwarten, wenn den verschiedenen Unterrichtsweisen Gelegenheit gegeben würde, sich zu erproben, sich voneinander abzumessen und, nachdem durch Beseitigung der nationalen Lösung der Berechtigungsfrage ihr alle Luft und Licht gleich vertheilt, in kräftigen Wettswerb mit einander treten können. Jedemfalls zeigt die Unterrichtsverwaltung auch hier den ernstlichen Willen, den Weg der Reformen zu betreten, und wo ein Wille ist, da wird auch ein Weg sich finden lassen.

Eine andere wichtige Frage, der auch der Kultusminister in anerkennenswerther Weise seine Aufmerksamkeit widmet, ist die der förderlichen Pflege und Ausbildung unserer Jugend, namentlich auch in den höheren Lehranstalten. Trotz der Förderung, die dem Turnunterricht in letzter Zeit zu Theil geworden ist, liegt doch hier noch Vieles im Argen; von einer harmonischen Ausbildung von Geist und Körper, welche das Alterthum kannte und welche namentlich in den englischen Schulen erfolgreich angestrebt wird, sind wir noch weit entfernt. Herr von Gögler erwartet anscheinend beständig viel von der Pflege der Jugenbildung und befürwortet dringend die Einrichtung von geeigneten Spielplätzen. Wenn die Leitung der Spiele nicht gerade in pedantischer Weise gehandhabt, die Jugend vielmehr an eine Art Selbstregiment dabei gewöhnt wird, so möchten auch wir glauben, daß sie sich recht nützlich erweisen, der Jugend die Freude an kräftiger Körperbewegung in treuer Lust wiederzugeben, die Lust zu körperlichem Sport wecken und zur Kräftigung des Körpers wie zur Stärkung der Willenskraft beitragen. In den Rahmen unserer heutigen Unterrichtspläne fällt sich freilich die Pflege der Jugenbildung und des körperlichen Sports ebenso wie der wichtige Handfertigkeitsunterricht wohl nur mühsam ein, und so drängt auch die unendlich wichtige Sorge für die körperliche Ausbildung unserer Jugend auf den Weg einer Reform des gegenwärtigen Unterrichtssystems hin.

Verantwortlicher Redakteur: S. Kogeler.

<sup>\*)</sup> Wie leicht die Nachahmungslust zu Gelmachungsverwirrung und Mordthaten hinführen läßt, beweist die lächerliche Entstehungsbahn der Schnabelschuhe. Ein Graf von Anjou nämlich ließ sich wegen eines Ausbruches aus Fuge geschändete Schuhe machen. Dadurch wurden diese Schuhe in Frankreich und bald auch in anderen europäischen Völkern. Die Schnabel wurden nach dem Range der Personen eingestuft und erhielten die Fäulen eine Länge von 1/2 — 1 Meter. Wegen dieser Schuhe kam die Nebenart auf: „Auf einem großen Fuß leben.“